

Ian Rankin

Die Tore der Finsternis

IAN RANKIN

Die Tore der Finsternis

Roman

Aus dem Englischen
von Claus Varrelmann
und Annette von der Weppen

MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel »Resurrection Men«
bei Orion Books, London

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag
wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung)
ist aus umweltschonender und recyclingfähiger PE-Folie.

Manhattan Bücher erscheinen im Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe

2001 by John Rebus Limited

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher

Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Printed in Germany · GGP Media, Pöbneck

ISBN 3-442-54549-8

www.manhattan-verlag.de

»All men have secrets ...«

(The Smiths:

»What Difference does it make?«)

Durate et vosmet rebus
servate secundis

(Aeneis, I, 207)

1

»Und warum sind Sie dann hier?«

»Kommt drauf an, was Sie damit meinen«, sagte Rebus.

»Womit?« Die Frau mit der Brille runzelte die Stirn.

»Was Sie mit ›hier‹ meinen«, erklärte er. »Hier in diesem Zimmer? An diesem Punkt meiner Laufbahn, auf diesem Planeten?«

Sie lächelte. Ihr Name war Andrea Thomson. Sie war keine Ärztin – das hatte sie bei ihrem ersten Treffen klargestellt. Und auch keine »Therapeutin« oder »Psychotante«. Auf Rebus' Stundenplan hatte »Karriereberatung« gestanden.

14.30-15.15: Karriereberatung, Zi. 3.16.

Bei Ms Thomson. Die sich ihm gleich als Andrea vorgestellt hatte. Das war gestern gewesen, Dienstag. Eine »Kennenlernsitzung« hatte sie es da genannt.

Sie war Ende dreißig, klein, mit breiten Hüften. Blonder Wuschelkopf mit ein paar dunklen Strähnen. Die Zähne ein bisschen zu groß. Sie war selbstständig, arbeitete nur stundenweise für die Polizei.

»Tun wir das nicht auch?«, hatte Rebus gefragt. Sie sah ihn ein wenig verwirrt an. »Ich meine, arbeiten wir nicht auch nur stundenweise... darum sind wir doch hier, oder?« Er wies auf die geschlossene Tür. »Wir legen uns nicht genug ins Zeug. Brauchen einen Klaps auf die Finger.«

»Ist es tatsächlich das, was Sie brauchen, Detective Inspector?«

Er drohte ihr mit dem Finger: »Wenn Sie mich weiter so nennen, sage ich zu Ihnen ›Frau Doktor‹.«

»Ich bin keine Ärztin«, erwiderte sie. »Und auch keine Therapeutin oder Psychotante oder wie Sie mich insgeheim auch nennen mögen.«

»Was dann?«

»Ich mache Karriereberatung.«

Rebus schnaubte: »Dann sollten Sie sich lieber anschnallen.«

Sie sah ihn mit großen Augen an. »Wieso, wird's jetzt gefährlich?«

»Könnte man sagen – immerhin ist meine *Karriere*, wie Sie das nennen, ziemlich ins Trudeln geraten.«

So viel zu gestern.

Heute sollte er über seine Gefühle sprechen. Wie war es für ihn, Polizist zu sein?

»Prima.«

»Inwiefern?«

»Insofern, als ich's gerne bin«, sagte er lächelnd.

Sie lächelte zurück. »Ich meinte ...«

»Ich weiß, was Sie gemeint haben.« Er sah sich im Zimmer um. Es war klein und zweckmäßig eingerichtet. Zwei Stahlrohrstühle mit hellgrün bezogener Sitzfläche standen sich an einem Tisch mit Teakholzfurnier gegenüber. Auf dem Tisch lag nichts weiter als ihr liniertes DIN-A4-Block und ein Stift. In einer Ecke stand eine Tasche, die schwer aussah; Rebus fragte sich, ob seine Akte darin war. An der Wand hing eine Uhr, darunter ein Kalender von der örtlichen Feuerwehr. Vor dem Fenster eine Tüllgardine.

Es war nicht ihr Büro, sondern ein Zimmer, das sie benutzen konnte, wenn ihre Dienste in Anspruch genommen wurden.

»Mir gefällt mein Beruf«, sagte er schließlich und verschränkte die Arme. Dann fiel ihm ein, dass sie diese Geste irgendwie interpretieren könnte – beispielsweise als Abwehrhaltung – und löste sie wieder voneinander. Ihm fiel nichts Besseres ein, als die Hände zu Fäusten geballt in seine

Jackentaschen zu schieben. »Mir gefällt alles daran, bis hin zu dem Ärger, wenn wieder mal keine Klammern im Hefter sind.«

»Warum sind Sie dann gegenüber Detective Chief Superintendent Templer ausgerastet?«

»Keine Ahnung.«

»Sie glaubt, dass womöglich beruflicher Neid eine Rolle gespielt hat.«

Er lachte. »Hat sie das gesagt?«

»Sind Sie anderer Meinung?«

»Natürlich.«

»Sie kennen sie schon ein paar Jahre, stimmt's?«

»Seit einer halben Ewigkeit.«

»Und sie hatte immer einen höheren Rang inne?«

»Das hat mich nie gestört, falls Sie darauf hinauswollen.«

»Ihre direkte Vorgesetzte ist sie aber erst seit kurzem.«

»Und?«

»Sie sind schon eine Weile DI. Hatten Sie nicht vor, sich zu verbessern?« Sie bemerkte seinen Blick. »Verbessern« ist vielleicht der falsche Ausdruck. Wollen Sie denn nicht befördert werden?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Vielleicht habe ich Angst vor der Verantwortung.«

Sie schaute ihm direkt in die Augen. »Das kam mir etwas zu prompt.«

»Allzeit bereit« lautet mein Motto.«

»Oh, Sie waren bei den Pfadfindern?«

»Nein«, antwortete er. Sie schwieg, nahm ihren Stift in die Hand und betrachtete ihn. Es war ein billiger, gelber Kugelschreiber. »Hören Sie«, sagte er, um das Schweigen zu brechen, »ich habe keinen Streit mit Gill Templer. Ich wünsche ihr viel Glück als DCS. Das wäre kein Job für mich. Ich bin mit meiner Situation ganz zufrieden.« Er schaute hoch. »Im Moment zwar nicht so, aber immer dann, wenn ich draußen

unterwegs bin und Verbrechen aufkläre. Der Grund, warum ich die Kontrolle verloren habe, war... nun ja, die Art und Weise, wie die Ermittlungen geführt wurden.«

»Das ist Ihnen doch bestimmt auch früher schon so gegangen, oder?« Sie hatte ihre Brille abgenommen und rieb sich die roten Flecken auf ihrem Nasenrücken.

»Häufig«, gab er zu.

Sie setzte die Brille wieder auf. »Aber es war das erste Mal, dass Sie mit einem Becher geworfen haben?«

»Ich hab nicht auf Gill Templer gezielt.«

»Sie musste sich ducken. Und der Becher war voll.«

»Schon mal den Tee bei der Polizei probiert?«

Sie lächelte wieder. »Sie haben also keinerlei Probleme?«

»So ist es.« Er verschränkte die Arme in der Hoffnung, dadurch selbstsicher zu wirken.

»Und warum sind Sie dann hier?«

Nach Ende der Sitzung ging Rebus schnurstracks in die Männertoilette, wo er sich Wasser ins Gesicht spritzte und es anschließend mit einem Papierhandtuch abtrocknete. Er betrachtete sich im Spiegel, wie er eine Zigarette aus der Schachtel nahm, sie anzündete und den Rauch an die Decke blies.

In einer der Kabinen wurde die Spülung betätigt und dann die Tür entriegelt. Jazz McCullough kam heraus.

»Hab mir schon gedacht, dass du das bist«, sagte er, als er den Wasserhahn aufdrehte.

»Wieso?«

»Tiefes Seufzen und dann eine Zigarette anzünden. Typisch für jemand, der gerade bei der Psychotante war.«

»Sie ist keine Psychotante.«

»Wenn man bedenkt, wie klein sie ist, trifft Psychozweg wohl eher zu.« McCullough nahm sich ein Handtuch, warf es nach Benutzung in den Mülleimer. Rückte seinen Schlips zurecht. Eigentlich hieß er James, aber niemand nannte ihn

so. Entweder Jamesy oder, noch häufiger, Jazz. Groß gewachsen, Mitte vierzig, kurzes schwarzes Haar mit leicht angegrauten Schläfen. Er war sehr schlank. Klopfte sich jetzt gegen den Bauch, wie um das Fehlen einer Wampe zu betonen. Rebus hatte Mühe, seinen eigenen Gürtel zu sehen, selbst im Spiegel.

Jazz war Nichtraucher. Familienvater aus Broughty Ferry. Kannte kaum ein anderes Gesprächsthema als seine Frau und die beiden Söhne. Er musterte sich im Spiegel und schob ein abstehendes Haar hinters Ohr.

»Was zum Teufel tun wir hier eigentlich?«

»Andrea hat mich eben genau dasselbe gefragt.«

»Weil sie genau weiß, dass sie mit uns nur ihre Zeit verschwendet. Aber immerhin verdient sie mit uns Geld.«

»Dann sind wir ja wenigstens zu irgendetwas nütze.«

Jazz sah ihn an. »Alter Schwerenöter! Du bist in sie verknallt!«

Rebus zuckte zusammen. »Red keinen Unsinn. Ich hab bloß gemeint...« Aber es war zwecklos. Jazz lachte und schlug Rebus auf die Schulter.

»Auf ins Kampfgetümmel«, sagte er und öffnete die Tür. »Fünfzehn Uhr dreißig, ›Verhalten gegenüber der Öffentlichkeit‹.«

Es war ihr dritter Tag in Tulliallan, dem Scottish Police College. Es diente vor allem dazu, Berufsanfänger auszubilden, ehe man sie auf die Leute losließ. Aber es gab auch andere Polizisten dort, ältere, weisere. Sie belegten Kurse, um ihre Kenntnisse aufzufrischen oder sich fortzubilden.

Und dann gab es noch den »Errettungstrupp«.

Das College befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft von Tulliallan Castle und setzte sich aus einem im neunzehnten Jahrhundert errichteten Herrenhaus und mehreren modernen Anbauten zusammen. Dieser Gebäudekomplex stand inmitten eines baumreichen Parks am Rande des Or-

tes Kinkardine, der an der nördlichen Küste des Firth of Forth gelegen war, etwa gleich weit von Glasgow und Edinburgh entfernt. Äußerlich glich das Ganze einem Universitätscampus, und in gewisser Hinsicht war das auch seine Funktion. Man wurde hergeschickt, um etwas zu lernen.

Oder, im Falle von Rebus, als Bestrafung.

Es hielten sich bereits vier Männer im Seminarraum auf, als Rebus und McCullough ihn betraten. »The Wild Bunch«, hatte DI Francis Gray sie bei ihrem ersten Zusammentreffen genannt. Ein paar Gesichter waren Rebus bekannt – DS Stu Sutherland aus Livingston; DI Tam Barclay aus Falkirk. Gray selbst stammte aus Glasgow, Jazz arbeitete in Dundee, und das letzte Mitglied der Gruppe, DC Allan Ward, gehörte der Polizei von Dumfries an. »Eine Völker-versammlung«, um Grays Worte zu benutzen. Aber in Rebus' Augen benahmen sie sich eher wie Sprecher ihres jeweiligen Stammes, die zwar dieselbe Sprache benutzten, aber einen unterschiedlichen Hintergrund hatten. Sie misstrauten einander. Vor allem, wenn einer aus derselben Region stammte. Rebus und Sutherland gehörten beide zur Lothian and Borders Police, aber die Livingstoner waren Teil der F-Division, die man in Edinburgh nur »F Troop« nannte. Sutherland, der immer gehetzt wirkte, schien geradezu darauf zu warten, dass Rebus eine Bemerkung zu den anderen machen würde, und zwar eine abfällige.

Die sechs Männer hatten nur eines gemeinsam: Sie waren in Tulliallan, weil sie alle in irgendeiner Weise gegen ihre Pflicht verstoßen hatten. Meist handelte es sich um ihr Verhalten gegenüber Vorgesetzten. Während der letzten beiden Tage hatten sie den größten Teil ihrer Freizeit damit verbracht, Kriegserlebnisse auszutauschen. Rebus' Geschichte war harmloser als die meisten. Hätte ein junger Kriminalpolizist, der bis vor kurzem bei den Uniformierten gewesen war, sich das geleistet, was sie sich geleistet hatten, hätte man ihm wahrscheinlich nicht den Tulliallan-Rettungsring

zugeworfen. Aber diese Männer waren alte Kämpen – im Schnitt schon zwanzig Jahre bei der Polizei – und näherten sich langsam dem Zeitpunkt, zu dem sie mit vollen Bezügen in Pension gehen konnten. Tulliallan, der Ort der Buße und Errettung.

Kaum saßen Rebus und McCullough, trat ein uniformierter Kriminalpolizist herein und marschierte schnurstracks zu seinem Stuhl am Kopfende des ovalen Tisches. Er war Mitte fünfzig und hatte die Aufgabe, sie an ihre Verpflichtungen gegenüber der Öffentlichkeit im Allgemeinen zu erinnern – die Aufgabe also, ihnen gutes Benehmen beizubringen.

Fünf Minuten nach Beginn des Vortrags verschwamm Rebus' Blick, und seine Gedanken schweiften ab. Er war wieder beim Fall Marber.

Edward Marber war ein Edinburgher Kunst- und Antiquitätenhändler gewesen. Vergangenheitsform, denn Marber war tot, vor seinem Haus von einem oder mehreren unbekanntem Tätern erschlagen worden. Die Waffe hatte man noch nicht gefunden. Ein Ziegel oder ein schwerer Stein vermutete Professor Gates, der städtische Pathologe, der zum Tatort gerufen worden war, um den Totenschein auszustellen. Gehirnblutung, ausgelöst durch den Schlag. Marber war auf den Stufen vor seinem Haus in Duddingston Village gestorben, die Hausschlüssel in der Hand. Er war mit dem Taxi von der abendlichen Vernissage seiner jüngsten Ausstellung gekommen: Neue Schottische Koloristen. Marber besaß zwei kleine, exklusive Galerien in der New Town und zusätzlich Antiquitätenläden in der Dundas Street, in Glasgow und in Perth. Wieso Perth, hatte Rebus jemanden gefragt, statt im ölreichen Aberdeen.

»Weil die reichen Leute zum Ausspannen nach Perthshire fahren.«

Man hatte den Taxifahrer befragt. Marber selbst besaß kein Auto. Sein Haus befand sich am Ende einer achtzig

Meter langen Auffahrt, und das Eingangstor war offen gewesen. Kurz bevor das Taxi vor der Tür angehalten hatte, war eine Halogenlampe neben der Treppe angegangen. Marber hatte bezahlt, Trinkgeld gegeben und sich eine Quittung ausständig lassen. Anschließend war der Taxifahrer weggefahren, ohne noch einmal in den Rückspiegel zu schauen.

»Ich hab nichts gesehen«, sagte er später der Polizei.

Die Taxiquittung hatte in Marbers Tasche gesteckt, zusammen mit einer Liste der Vernissageverkäufe, die sich insgesamt auf etwas über sechzehntausend Pfund summierten. Sein Anteil wäre, wie Rebus erfahren hatte, zwanzig Prozent gewesen, also rund dreitausendzweihundert Pfund. Keine schlechte Tageseinnahme.

Die Leiche war erst am nächsten Morgen vom Briefträger gefunden worden. Professor Gates hatte gemeint, der Tod sei zwischen neun und elf am Abend zuvor eingetreten. Der Taxifahrer hatte Marber um halb neun in dessen Galerie abgeholt. Er musste ihn also gegen Viertel vor neun zu Hause abgesetzt haben, eine Zeitangabe, die der Fahrer achselzuckend bestätigte.

Es sah alles nach einem Raubüberfall aus, aber schon bald tauchten Fragen und lästige Ungereimtheiten auf. Würde man jemand erschlagen, wenn ein Taxi in Sichtweite und der Ort des Geschehens hell erleuchtet ist? Das erschien unwahrscheinlich. Allerdings hätte sich Marber zu dem Zeitpunkt, als das Taxi von der Auffahrt auf die Straße einbog, längst im Haus befinden müssen. Marbers Taschen waren zwar nach außen gekehrt und sein Bargeld sowie die Kreditkarten verschwunden, der Täter hatte die Schlüssel jedoch gelassen, wo sie waren, statt mit ihnen die Tür aufzuschließen und im Haus auf Beutezug zu gehen. Vielleicht war er durch etwas vertrieben worden, trotzdem ergab es keinen Sinn.

Raubüberfälle ereigneten sich in der Regel spontan. Man wurde auf der Straße angegriffen, beispielsweise wenn man gerade am Geldautomaten gewesen war. Die Leute, die so

etwas taten, warteten nicht, bis man heimkam. Marbers Haus stand relativ abgeschieden: Duddingston Village war eine reiche Enklave am Stadtrand von Edinburgh, schon ein wenig ländlich, in Nachbarschaft zum massigen Umriss von Arthur's Seat. Die Häuser in diesem Viertel waren hinter Mauern verborgen, die Straßen ruhig und sicher. Hätte sich jemand Marbers Haus zu Fuß genähert, würde er den Bewegungsmelder der Halogenlampe ausgelöst haben. Er hätte sich daraufhin verstecken müssen – vielleicht in den Büschen oder hinter einem der Bäume. Nach ein paar Minuten hätte die Zeitschaltuhr der Lampe das Licht verlöschen lassen. Aber jede weitere Bewegung wäre vom Sensor registriert worden.

Die Spurensicherung hatte nach möglichen Verstecken gesucht und auch mehrere gefunden. Aber es gab keine Hinweise auf einen möglichen Täter, keine Fußabdrücke oder Textilfasern.

Ein anderes Szenario, das von DCS Gill Templer ins Spiel gebracht wurde:

»Nehmen wir mal an, der Angreifer war bereits im Haus. Er hörte, wie die Tür aufgeschlossen wurde, und rannte hin. Schlug dem Opfer auf den Kopf und floh.«

Aber das Haus war Hightech-gesichert: eine Alarmanlage und überall Sensoren. Es gab keine Spuren eines Einbruchs, keinen Hinweis darauf, dass etwas fehlte. Marbers beste Freundin, eine Kunsthändlerin namens Cynthia Bessant, inspizierte das Haus und erklärte danach, ihr sei nicht aufgefallen, dass etwas fehle. Allerdings seien die meisten Gemälde der privaten Sammlung des Verstorbenen abgehängt worden und lehnten, sorgfältig in Polsterfolie verpackt, an der Esszimmerwand. Eine Erklärung dafür hatte Bessant nicht.

»Vielleicht wollte er sie neu rahmen lassen oder sie woanders aufhängen. Man ist es irgendwann leid, immer dieselben Bilder an der Wand zu sehen...«

Sie inspizierte jeden Raum, wobei sie Marbers Schlaf-

zimmer besondere Aufmerksamkeit schenkte, da sie es noch nie betreten hatte. Sie nannte es sein »Allerheiligstes«.

Das Opfer war nie verheiratet gewesen, und die ermittelnden Beamten vermuteten, dass er schwul gewesen sei.

»Eddies Sexualität«, sagte Cynthia Bessant, »kann in diesem Zusammenhang unmöglich von Bedeutung sein.«

Aber das würden die Ermittlungen ergeben.

Rebus hatte das Gefühl, von den eigentlichen Nachforschungen ausgeschlossen zu sein, denn er telefonierte hauptsächlich herum. Anrufe bei Freunden und Geschäftspartnern. Jedes Mal dieselben Fragen, auf die zumeist identische Antworten folgten. Die in Polsterfolie eingewickelten Bilder wurden auf Fingerabdrücke untersucht, und es stellte sich heraus, dass Marber sie persönlich verpackt hatte. Nach wie vor wusste jedoch niemand – weder seine Sekretärin noch seine Freunde – eine Erklärung dafür.

Dann, am Ende eines Briefings, nahm Rebus einen Becher Tee – milchig-grauer Tee, der jemand anderem gehörte – und warf ihn ungefähr in Richtung Gill Templar.

Der Beginn des Briefings war eigentlich wie immer. Rebus hatte mit seinem morgendlichen Milchkaffee drei Aspirin hinuntergespült. Der Kaffee befand sich in einem Pappbecher, der aus einem Laden am Rand des Meadows-Parks stammte. Normalerweise der erste und letzte anständige Kaffee eines Arbeitstages.

»Bisschen viel getrunken gestern Abend?«, hatte DS Siobhan Clarke gesagt und ihn gemustert: derselbe Anzug, dasselbe Hemd und dieselbe Krawatte wie am Tag zuvor. Wahrscheinlich fragte sie sich, ob er sich die Mühe gemacht hatte, in der Zwischenzeit eines seiner Kleidungsstücke auszuziehen. Die morgendliche Rasur hatte sich auf ein nachlässiges Geschabe mit dem Elektrorasierer beschränkt. Das Haar musste gewaschen und geschnitten werden.

Sie hatte genau das gesehen, was Rebus sie sehen lassen wollte.

»Auch Ihnen einen schönen guten Morgen, Siobhan«, murmelte er wie zu sich selbst und zerknüllte den leeren Becher.

Meistens stand er bei den Briefings ziemlich weit hinten im Raum, aber heute befand er sich weiter vorn. Saß an einem Tisch, rieb sich über die Stirn und lockerte die Schultern, während Gill Templer die aktuellen Einsatzbefehle verkündete.

Noch mehr Haustürbefragungen, noch mehr Telefonate.

Er hielt inzwischen den Becher in der Hand, von dem er nicht wusste, wem er gehörte. Die Glasur fühlte sich kalt an – gut möglich, dass er seit gestern dort gestanden hatte. Im Raum war es stickig und roch nach Schweiß.

»Noch mehr dämliche Telefonate«, hörte er sich sagen, laut genug, dass es verstanden wurde. Templer sah hoch.

»Möchten Sie etwas sagen, John?«

»Nein, nein ... nichts.«

Sie richtete sich kerzengerade auf. »Also, wenn Sie etwas beitragen wollen – vielleicht eine Ihrer berühmten Schlussfolgerungen –, dann bin ich ganz Ohr.«

»Bei allem Respekt, Madam, Sie sind nicht ganz Ohr – Sie reden bloß.« Atemlose Stille und Blicke, die auf ihn gerichtet waren. Rebus erhob sich langsam.

»Wir kommen kein Stück voran.« Er sprach mit lauter Stimme. »Es gibt niemanden, mit dem wir noch sprechen könnten oder der uns was Lohnendes zu erzählen hätte!«

Gill Templers Wangen färbten sich rot. Das Stück Papier, das sie in Händen hielt – die Aufgabenverteilung für diesen Tag –, hatte sie zu einer Röhre zusammengerollt, die ihre Finger jeden Moment zu zerknüllen drohten.

»Ich bin mir sicher, dass wir von *Ihnen* alle noch etwas lernen können, DI Rebus.« Keine Rede mehr von »John«. Sie hob die Stimme. Ihr Blick wanderte durch den Raum: dreizehn Polizisten, nicht ganz die volle Mannschaftsstärke. Templer stand unter Druck, hauptsächlich finanzieller Natur. Jeder Ermittlung war ein Etikett mit einer Summe angeheftet, die

nicht überschritten werden durfte. Und dann waren da die Untergebenen, die krank waren, Ferien hatten oder zu spät kamen. »Möchten Sie vielleicht hier heraufkommen?«, fragte sie. »Damit wir alle das Vergnügen haben, von Ihnen zu erfahren, wie wir im Einzelnen vorgehen sollten.« Sie streckte den Arm aus, so als wollte sie ihn einem Publikum vorstellen. »Meine Damen und Herren...«

Das war der Augenblick, in dem er den Becher warf. Er segelte träge in einem Bogen durch die Luft, drehte sich dabei mehrmals und verteilte kalten Tee. Templer duckte sich instinktiv, obwohl der Becher sowieso über ihren Kopf hinweggeflogen wäre. Er knallte dicht über dem Boden gegen die Wand, prallte ab, ohne jedoch zu zerbrechen. Schweigend standen alle auf, um ihre Kleidung auf Spritzer zu überprüfen.

Rebus setzte sich hin und drückte mit einem Finger mehrmals gegen die Tischplatte, so als suche er nach der Rückspultaste seines Lebens.

»DI Rebus?« Der Uniformierte sprach mit ihm.

»Ja, Sir?«

»Freut mich, dass Sie sich dazu durchgerungen haben, bei uns mitzumachen.« Rings um den Tisch lächelnde Gesichter. Wie viel hatte er verpasst? Er wagte es nicht, auf die Uhr zu schauen.

»Tut mir wirklich Leid, Sir.«

»Ich hatte Sie gefragt, ob Sie unsere Person aus der Bevölkerung sein wollen.« Er nickte dem am entgegengesetzten Ende des Tisches sitzenden Rebus zu. »DI Gray wird den Polizisten spielen. Und Sie, DI Rebus, kommen auf die Wache, um etwas zu melden, das sich als der entscheidende Hinweis in einem Kriminalfall erweisen könnte.« Der Dozent legte eine Pause ein. »Oder Sie könnten ein Spinner sein.« Einige Männer lachten. Francis Gray grinste Rebus an und nickte ihm aufmunternd zu.

»Von mir aus kann's losgehen, DI Gray.«

Gray beugte sich über den Tisch nach vorn. »Also, Frau Bohnenstroh, Sie sagen, Sie haben in jener Nacht etwas gesehen?«

Diesmal war das Lachen lauter. Der Dozent brachte die Männer mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Wir wollen doch bitte ernst bleiben.«

Gray nickte und schaute wieder zu Rebus. »Sie haben wirklich etwas gesehen?«

»Ja«, verkündete Rebus in bewusst rauem Tonfall. »Hab alles gesehen, Herr Wachtmeister.«

»Obwohl Sie bekanntermaßen seit elf Jahren blind sind?«

Lachsalven hallten durch den Raum. Der Dozent klopfte auf den Tisch, um die Männer zur Ordnung zu rufen. Gray lehnte sich zurück, stimmte in das Lachen mit ein und zwinkerte Rebus zu, dessen Schultern zuckten.

Francis Gray wehrte sich standhaft gegen seine Errettung.

»Ich hätte mich fast bepisst«, sagte Tam Barclay, als er das Tablett mit den Gläsern auf den Tisch stellte. Sie befanden sich in dem größeren der beiden Pubs in Kincardine. Der Lehrgang war für heute beendet. Die sechs bildeten einen engen Kreis. Rebus, Francis Gray, Jazz McCullough sowie Tam Barclay, Stu Sutherland und Allan Ward. Der vierunddreißigjährige Ward war der Jüngste der Gruppe und hatte den niedrigsten Dienstgrad. Er wirkte taff und verwöhnt. Vielleicht lag es daran, dass er im Südwesten arbeitete.

Fünf Biere, ein Cola: McCullough würde anschließend nach Hause fahren, denn er wollte Frau und Kinder besuchen.

»Ich tu, was ich kann, um *meinen* aus dem Weg zu gehen«, hatte Gray gesagt.

»Kein Scherz«, fuhr Barclay fort, und quetschte sich auf seinen Platz. »Ich hätte mich fast bepisst.« Er grinste Gray an. »Seit elf Jahren blind.«

Gray hob sein Bierglas: »Auf uns. Wer kann *uns* schon das Wasser reichen?«

»Niemand«, antwortete Rebus. »Und wenn, dann würde er auch in diesem verdammten Laden die Schulbank drücken.«

»Das müssen wir jetzt durchstehen, da beißt die Maus keinen Faden ab«, sagte Barclay. Er war Ende dreißig und etwas dicklich um die Hüften. Grau meliertes, nach hinten gekämmtes Haar. Rebus kannte ihn von einigen Ermittlungen: Falkirk und Edinburgh waren nur eine halbe Autostunde entfernt.

»Ich frag mich, wie das Mäuschen Andrea wohl ohne einen Faden am Leib aussieht«, warf Stu Sutherland ein.

»Bitte keine frauenfeindlichen Sprüche.« Francis Gray drohte mit dem Finger.

»Außerdem«, fügte McCullough hinzu, »wollen wir doch Johns Fantasie nicht noch mehr anregen.«

Gray hob eine Augenbraue. »Stimmt das, John? Bist du scharf auf deine Karriereberaterin? Pass lieber auf, sonst wird Allan noch eifersüchtig.« Allan Ward, der sich gerade eine Zigarette anzündete, schaute ihn nur finster an.

»Ist das der Blick, mit dem du die Schafe einschüchterst, Allan?«, fragte Gray. »Da unten in Dumfries hat man sicher nicht viel zu tun, außer ab und zu einem Streithammel die Hörner langzuziehen.«

Erneutes Gelächter. Es war nicht etwa so, dass Francis Gray sich absichtlich in den Vordergrund geschoben hatte – es schien einfach so passiert zu sein. Er hatte als Erster Platz genommen, während die anderen sich um ihn gruppierten. Rebus saß ihm direkt gegenüber. Gray war ein ziemlicher Hüne, und man sah ihm sein Alter an. Und weil er jede seiner Bemerkungen mit einem Lächeln, einem Zwinkern oder einem Funkeln in den Augen begleitete, ließen die anderen sie ihm durchgehen. Rebus hatte noch niemanden einen Witz über Gray machen hören, obwohl schon jeder

von ihnen Zielscheibe seines Spotts gewesen war. Er schien sie provozieren, testen zu wollen. Ihre Reaktionen auf seine Sprüche verrieten ihm alles, was es über sie zu wissen gab. Rebus fragte sich, wie der Hüne reagieren würde, wenn jemand einen Witz über ihn riss.

Vielleicht würde er es herausfinden müssen.

McCulloughs Handy klingelte, und er stand auf und ging weg.

»Seine Frau – wetten?«, erklärte Gray. Sein Bierglas war halb leer. Er rauchte nicht, hatte, wie er Rebus erklärte, vor zehn Jahren damit aufgehört. Rebus hatte ihm, als sie in einer Pause zusammen draußen standen, die Schachtel hingehalten. Ward und Barclay rauchten ebenfalls. Drei von sechs. Das bedeutete, Rebus konnte sich bedenkenlos jederzeit eine anzünden.

»Spioniert sie ihm nach?«, fragte Stu Sutherland.

»Beweis einer innigen, liebevollen Beziehung«, meinte Gray und nahm einen Schluck Bier. Er gehörte zu den Leuten, die tranken, ohne dass man sie schlucken sah; er schien einfach die Kehle offenhalten und das Zeug runterschütten zu können.

»Kennt ihr beide euch?«, wollte Sutherland wissen. Gray schaute über die Schulter zu McCullough hinüber, der mit gesenktem Kopf telefonierte.

»Ich weiß, was das für einer ist«, war alles, was Gray zur Antwort gab.

Rebus wusste es besser. Er erhob sich. »Noch mal dasselbe?«

Zwei Lagerbier, drei India Pale Ale. Auf dem Weg zur Theke zeigte Rebus auf McCullough, der daraufhin den Kopf schüttelte. Er hatte kaum etwas von seinem Cola getrunken, und wollte kein weiteres. Rebus hörte die Worte: »In zehn Minuten breche ich auf...« Ja, er sprach mit seiner Frau. Auch Rebus wollte mit jemand telefonieren. Jean machte meistens um diese Zeit Feierabend. Rushhour, die

Fahrt vom Museum zu ihrem Haus in Portobello würde etwa eine halbe Stunde dauern.

Der Barkeeper hatte keine Mühe, sich die Bestellung zu merken: es war die dritte Runde dieses Abends. An den beiden Tagen zuvor waren sie auf dem Collegegelände geblieben. Am ersten Abend hatte Gray, während sie sich im Aufenthaltsraum gegenseitig beschnupperten, eine mitgebrachte Flasche guten Whisky spendiert. Am Dienstag waren sie nach dem Abendessen zusammen in die Bar des Colleges gegangen, und McCullough hatte sich nach ein paar Softdrinks zu seinem Auto begeben.

Doch heute Mittag hatte Tam Barclay einen Pub im Ort erwähnt. Offenbar empfehlenswert.

»Mit den Einheimischen gibt's keinen Ärger«, waren seine Worte gewesen. Der Barkeeper wirkte locker, woraus Rebus schloss, dass sie nicht die ersten Gäste des Colleges waren. Er benahm sich routiniert, nicht anbiedernd. Mitte der Woche, nur ein halbes Dutzend Stammgäste im Lokal. Drei saßen an einem der Tische, zwei am Ende der Theke, einer stand allein neben Rebus. Der Mann sprach ihn an.

»Sie sind von der Polizeiakademie, stimmt's?«

Rebus nickte.

»Bisschen alt für Berufsanfänger?«

Rebus musterte den Mann. Er war groß, völlig kahl, mit glänzendem Schädel. Grauer Schnurrbart. Augen, die in den Höhlen zu verschwinden schienen. Vor ihm stand eine Flasche Bier und daneben ein Glas, in dem sich vermutlich dunkler Rum befand.

»Die Polizei sucht verzweifelt Nachwuchs«, erklärte Rebus. »Demnächst wird man Leute zwangsrekrutieren müssen.«

Der Mann lächelte. »Ich glaube, Sie wollen mich veralbern.«

Rebus zuckte die Achseln. »Wir machen hier eine Fortbildung.«

»Um alten Zirkusgäulen neue Tricks beizubringen, was?«
Der Mann hob sein Bier.

»Wollen Sie noch eins?«, bot Rebus an. Der Mann schüttelte den Kopf. Also bezahlte Rebus die Getränke und trug drei der Gläser, gegeneinander gedrückt, zum Tisch. Ging zurück, um die beiden anderen zu holen. Dachte: Besser, ich rufe Jean nicht allzu spät an. Er wollte nicht betrunken sein, wenn er mit ihr sprach. Er hatte zwar nicht vor, sich zu betrinken, aber man konnte ja nie wissen...

»Feiern Sie das Ende von Ihrem Lehrgang?«, fragte der Mann.

»Nein, den Beginn«, erwiderte Rebus.

Im Polizeirevier von St. Leonard's herrschte vorabendliche Ruhe. In den Arrestzellen warteten Gefangene darauf, am Vormittag des nächsten Tages dem Richter vorgeführt zu werden. Von zwei Teenagern, die man beim Ladendiebstahl erwischt hatte, wurden die Personalien aufgenommen. Die Büros des örtlichen Criminal Investigation Department im ersten Stock waren fast leer. Die kriminalpolizeilichen Ermittlungen im Fall Marber würden bis zum nächsten Morgen ruhen, und nur Siobhan Clarke war noch nicht gegangen, sondern saß vor einem Computer und starrte auf einen Bildschirmschoner in Form eines Spruchbandes: WAS WIRD SIOBHAN OHNE IHREN SUGARDADDY TUN? Sie wusste nicht, wer das geschrieben hatte. Einer ihrer Kollegen hatte sich anscheinend einen Scherz erlaubt. Sie vermutete, dass es eine Anspielung auf John Rebus war, aber sie begriff nicht ganz, was sie bedeuten sollte. Wusste der Schreiber, was ein Sugardaddy war? Oder hatte er nur gemeint, dass Rebus sich um sie kümmerte, auf sie aufpasste? Es nervte sie, dass sie sich über den Text so ärgerte.

Sie ging in der Systemsteuerung ins Untermenü »Bildschirmschoner«, klickte »Markieren« an, löschte den Text und ersetzte ihn durch einen neuen: ICH WEISS, WER DU



Ian Rankin

Die Tore der Finsternis

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-03827-4

Manhattan

Erscheinungstermin: März 2010

Schwierige Zeiten für John Rebus: er wird vom Dienst suspendiert und zu einem Polizeikurs verdonnert, in dem er Teamgeist und korrektes Verhalten lernen soll. Zu diesem Zweck sollen die Kurzsteilnehmer einen ungelösten Fall untersuchen. Bloß weiß Rebus leider nur zu gut, wer Eric Lomax umgebracht hat, denn er war in den Mord selbst auf tragische Weise verstrickt. Während er noch damit beschäftigt ist, die Untersuchung zu verschleppen, wird in Edinburgh ein Kunsthändler vor seiner Haustür ermordet ...



[Der Titel im Katalog](#)